



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ganz abgesehen von der Gefahr, daß eine geistige Fütterung und Überfütterung dieser Art die jungen Leute für ein gesundes Denken in ihrem Beruf unfähig machen muß.

Meisenbach. Weil mir die Cottasche zweibändige Ausgabe der Droste-Hülshoff für meine Lieblingsdichterin nicht hübsch genug ist, kaufte ich mir die in Münster erschienene vierbändige, die anständiger aussieht und sich besser liest, wenn man die oft recht thörichten Anmerkungen des Herrn Kreiten übersieht. Ich würde mich auch dankbar in die beiden Bilder im Eingange des zweiten und dritten Bandes vertiefen, die zwei in dem Leben Annetens so einflußreiche Orte, Müschhaus und Haus Hülshoff, darstellen, wenn es nicht so dumpfe Zinkdrucke wären. Aber auch selbst die karrierte Luft, die schmutzigen Schattenflächen und den allgemeinen Hauch von schlechter mechanischer Abbildung unkünstlerischer Photographien nimmt man hin, denn diese billigen Nachbildungen sind am Ende nicht mehr zu vermeiden. Was thut aber der dick in weißen Lettern hingehauene Name der Zinkographenfirma Meisenbach auf diesen Bildern, auf denen selbst ein Künstlermonogramm zu groß und zu deutlich, daher störend wäre? Warum unterzeichnet sich der Mann, dessen Arbeiter durch Photographie und Ätzung das „Werk“ herstellen? Das Publikum nimmt ja leider solche entstellende Geschmacklosigkeiten hin. Wir protestiren aber dagegen, daß selbst die ärmlichen paar Quadratcentimeter der harmlosen Abbildung eines Dichterheims zu Reklamezwecken benutzt werden.



Litteratur

Das deutsche Reich zur Zeit Bismarcks. Von Hans Blum. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1893

Es darf bezweifelt werden, ob schon jetzt die Zeit gekommen ist, die deutsche Geschichte der zwanzig Jahre 1870/90 in wirklich historischer, also unbefangener und den verschiedenen Persönlichkeiten und Richtungen gerecht werdender Weise zu schreiben. Stehen wir doch noch allzusehr unter dem tiefen Eindrucke, den der Rücktritt Bismarcks hervorgerufen hat, und den der unwillkürliche Vergleich zwischen einst und jetzt noch immer frisch erhält. Unter diesen Umständen nicht partiell zu sein, ist fast unmöglich, und es ist gewiß am wenigsten möglich für einen, der persönlich mitten im Kampfe gestanden hat. Auch der Verfasser des vorliegenden Buches ist dieser Gefahr, die in dem Stoffe selber liegt, nicht entgangen. Daß er überall für seinen Helden entschieden Partei nimmt, ist für einen so warmen Patrioten natürlich und wird ihm von niemand zum Vorwurfe gemacht werden, der selbst auf diesen Namen Anspruch erhebt; aber er sieht auch alles durchweg durch die national-liberale Brille und vermag die relative Berechtigung eines andern Standpunkts gar nicht anzuerkennen, was man ja von dem praktischen Politiker nicht verlangen darf, wohl aber vom Historiker. So kommen nicht bloß das Zentrum und die Sozialdemokratie sehr schlecht weg, sondern auch die preußische konservative Partei, und selbst Männern gegenüber wie Roon und Moritz von Blankenburg findet der Verfasser da, wo er ihre Abkehr von Bismarck schildert, nicht den würdigen Ton,

Grenzboten I 1894

der sich auch für den politischen Gegner hier gebührt hätte. So wird das ganze Buch zu einer Tendenzschrift. Am schärfsten tritt dieser Charakter im Schlußkapitel hervor: „Der neue Kurs. Schlußbetrachtung.“ Denn da der Gegenstand des Verfassers „das deutsche Reich zur Zeit Bismarcks“ war, so gehörte eine Darstellung der letzten drei Jahre doch an sich gar nicht zu seiner Aufgabe, und sie ist offenbar nur angefügt worden, um dem „neuen Kurs“ ein beschämendes Spiegelbild vorzuhalten; das aber kann zwar Aufgabe des Parlamentarikers sein, aber nicht des Historikers. Eine weitere Folge der tendenziösen Art ist der polemische Ton, der das ganze Buch durchzieht, und der oft der Ton des Leitartikels wird, nicht der der geschichtlichen Darstellung bleibt. Daß der Verfasser seinen Stoff fleißig aus den verschiedensten, wesentlich aus gedruckten Quellen zusammengetragen hat und ihn in guter Ordnung und lebendiger Sprache darstellt, ist durchaus anzuerkennen (in dem Verzeichnis fehlen merkwürdigerweise der Briefwechsel zwischen L. von Gerlach und Bismarck, sowie die Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst von Koburg, die doch manches Interessante über Bismarcks Entwicklungsgang bringen, während die schon mit Anfang 1861 endenden Denkwürdigkeiten L. von Gerlachs angeführt sind). Eigentliche Archivalien (soweit sie nicht gedruckt vorliegen) hat Blum natürlich noch nicht benutzen können; dafür beruft er sich im Vorwort und im Quellenverzeichnis auf „persönliche mündliche Mitteilungen des Fürsten Bismarck an den Verfasser,“ ohne daß er selbstverständlich sie an den betreffenden Stellen seiner Darstellung kenntlich machte. Darin liegt für die Beurteilung ein schwerwiegender Übelstand, und schwerlich hat der Verfasser überall die Diskretion gewahrt, die der Fürst bei solchen von ihm immer als vertraulich aufgefaßten und natürlich auch stets subjektiv gefärbten Äußerungen vorauszusetzen pflegt. Alles in allem glauben wir nicht, daß der Verfasser dem greisen Staatsmanne mit seinem Buche einen besondern Dienst erwiesen habe. Wer ihn verehrt, der braucht es zu seiner Beurteilung nicht, und seine Feinde wird es nicht befehlen, wohl aber ihnen durch seine einseitige Auffassung manche Waffe liefern.

Sibirische Briefe. Von D. D. Eingeführt von P. von Kugelgen. Leipzig, Dunder und Humblot, 1894

Der Verfasser dieser Briefe aus West- und Mittelsibirien und von der Lena ist russischer Staatsgeolog und hat im fernen Asien Goldwäschereien und Kohlenlager untersucht, nachdem er früher ein großes Werk über Transkaspien herausgegeben hatte. Wir haben es hier mit einem frischen, elastischen jüngern Naturforscher von vorzüglicher Beobachtungsgabe und einem seltenen Talent der Schilderung zu thun. Wir legten eben den letzten Band von Kennan aus der Hand, als wir diese Sibirischen Briefe erhielten, und waren aufs angenehmste überrascht von der Freiheit des Urteils und der Vielseitigkeit der Beobachtung, die sich darin zeigen. D. D. ist ein Mann von Bildung und Kenntnissen, Kennan ein Mittel ding von handwerksmäßigem Aufstüßerer und augenverdrehendem Methodistenprediger, der der angelsächsischen Neigung dient, die Flecken am Gewande des Nachbarn aller Welt zu zeigen und die eignen scheinheilig zu bedecken. D. D. entwirft kein rosiges Bild von Sibirien, seine Schilderungen haben tiefe, traurige Schatten. Aber er hat ein Herz für das Land, für das er mit Aufopferung arbeitet, und macht weder mit den Übeln noch für das Gute, das er dort findet, Reklame. Über seinen Schilderungen aus dem intimen Leben einer sibirischen Beamtenfamilie ist der Humor eines warmen Herzens ausgegossen. Einige Briefe der Frau D. D. sind fast ebenso hübsch wie die ihres Gatten, die sich übrigens durch einen guten

Stil auszeichnen. Wir vermuten, daß D. D. keinen deutschen, sondern einen echt russischen Namen trägt, und sind daher im Zweifel, ob wir mit Freude oder mit Bedauern unsre Meinung aussprechen sollen, daß seit einigen Jahren unsre Reiselitteratur kein so gut geschriebenes Buch wie dieses aufzuweisen gehabt hat.

Luise Dorothee, Herzogin von Sachsen-Gotha (1732 bis 1767). Mit Benutzung archivalischen Materials von Jenny von der Osten. Mit sechs Bildnissen. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1893

Unter den zahllosen Deutschen, Männern wie Frauen, die von dem Jahrhundert Ludwigs des vierzehnten bis zum Beginn der großen Revolution eine ausschließlich französische Bildung empfangen, gepflegt und diese Bildung als kostbarsten Schatz, als höchste Auszeichnung betrachtet haben, ist nächst Friedrich dem Großen niemand öfter genannt und hervorgehoben worden, als die geistvolle Herzogin Luise Dorothee von Gotha, geborne Prinzessin von Sachsen-Meiningen, die mit Herzog Friedrich III. von Gotha-Altenburg vermählt, von 1732 bis zu ihrem Tode im Jahre 1767 dem kleinen Hofe auf dem Schlosse Friedenstein eine besondere, wenn auch problematische und vorübergehende Bedeutung verliehen hat. Die Nachwirkungen ihrer Persönlichkeit, ihrer fortgesetzten Verbindungen mit Paris und den Häuptern der französischen Aufklärungslitteratur, Voltaire an der Spitze, waren noch bis in die klassischen Tage unsrer deutschen Litteratur, jedenfalls bis zum Tode F. W. Gotter's, des letzten bewußten Vertreters der Franzosennachahmung in unsrer Litteratur (1797), zu spüren. Zwei entgegengesetzte, schlechthin unvereinbare und im innersten Kern unveröhnliche Welt- und Kunstanschauungen, an zwei kleinen und in beständigem freundschaftlichen Verkehr stehenden Höfen, wie die von Gotha und Weimar, mußten die wunderbarlichsten Widersprüche und Erscheinungen zur Folge haben, eine noch fehlende Studie über den stillen und lauten Kampf beider Anschauungen auf dem engen Schauplatz der kleinen Residenzen würde unterhaltender und lehrreicher sein, als zahllose Abhandlungen über allerhand Wichtigkeiten der klassischen Litteraturperiode.

Herzogin Dorothee, deren Andenken durch die aus den Quellen geschöpfte und durch eine Reihe interessanter Briefe bereicherte Monographie von Jenny von der Osten soeben erneuert worden ist, hat diesen Kampf nicht mehr erlebt, nicht einmal die Anfänge des Sturms und Dranges gesehen. In ihr war die Bildungsrichtung und die Sinnesweise, zu denen unsre Höfe und unser Adel durch unselbige politische und gesellschaftliche Zustände seit dem Ende des dreißigjährigen Krieges hingeführt worden waren, noch vollkommen rein und ungebrochen vertreten. Für sie blieb bis zuletzt der Vorrang französischen Geistes und französischer Litteratur vor der deutschen völlig unbestritten, den Philosophen Wolff und die Gottscheds — Mann und Frau — hat sie nur darum hochgeschätzt, weil diese ihre Anschauungen von der Alleinherrslichkeit französischer Bildung bis auf einen gewissen Punkt teilten. Die Herzogin von Gotha, deren Geist und Einsicht den schwachen Gemahl selbst in politischen und Regierungsangelegenheiten bestimmten und lenkten, gab ihrem in Anbetracht der Verhältnisse viel zu glänzenden kleinen Hofe durchaus das Gepräge ihres Wesens und ihrer besondern Neigungen. Aus der umfangreichen und mit Altentwürfen belegten Biographie sehen wir, daß sie keineswegs aller landesmütterlichen Gefühle entbehrte, in den schlimmen und bedrohlichen Zeitläuften des siebenjährigen Kriegs die schwerbedrängten Unterthanen ihres Herzogtums nach Möglichkeit zu schützen suchte und bald ihre guten Beziehungen zu Friedrich dem Großen, der ihr aufrichtige Verehrung und Freund-

schaft widmete, bald den Respekt, den die fürstliche Freundin und Korrespondentin Voltaires den französischen Generalen einflößte, die gegen Preußen im Felde standen, für ihr Land und ihre Residenzstadt nach Möglichkeit benutzte. Immer bleibt es ein trauriges Bild, wie hoch sich auch die kleinsten Fürstlichkeiten jener Tage über die Unterthanen erhaben fühlten, und welche Opfer man ohne jedes Bedenken diesen kleinen Ländern auferlegte, um das Fürstenhaus eine Art Weltrolle spielen zu lassen. Luise Dorothee hätte an diesen Zuständen schwerlich viel ändern können, aber sie hat, wie aus der ganzen Darstellung hervorgeht, auch keinen Versuch dazu gemacht. Daß die Würde des Hofes unter allen Umständen über dem Wohle des Landes und Volks stehe, war ein Glaubenssatz der Tage und der Lebenskreise, denen die Herzogin von Gotha angehörte. Um Freude und wärmere Teilnahme an dem Wilde der lebenswürdigen Fürstin und ihres geistig belebten Hofes zu gewinnen, muß man gewissermaßen alles vergessen, was einmal Brauch der Zeit und wofür sie persönlich nicht verantwortlich war.

Das Ostensche Buch führt uns anspruchslos und doch lebendig in eine zum guten Glück hinter uns liegende besondere Welt ein und rückt uns neben der interessanten Frau deren Umgebungen und mannichfaltige auswärtige Beziehungen vor Augen. Es ist keine künstlerisch durchgearbeitete und vollendete Biographie, aber doch mehr als bloßes Material, es bringt für jeden, der mit der Staats-, Hof- und Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts einigermaßen vertraut ist, eine Fülle neuer, bisher unbekannter Züge und reiche Belehrung. In den Sätzen: „Die Herzogin kannte Voltaire und seine rachsüchtige Empfindlichkeit, sie hatte ihre Äußerungen sogar da ertragen, wo sie sich gegen Friedrich den Großen richteten; aber sie wußte auch, daß diese kleinliche Nachsicht nur ein Accidens seines Seelenlebens war, und ihr Gemüt hatte Voltaires essentielle Persönlichkeit erfaßt; sie fühlte sich zu eng mit dieser verbunden, um einer vorübergehenden Trübung einen Einfluß zuzugestehen. Zwar treue Schülerin Wolffs, war Luise Dorothee doch Voltaire geistig verwandt, mit ihm verstand sie sich am besten,“ in diesen Sätzen gipfelt gewissermaßen die Charakteristik der Herzogin, und alles, was das reich ausgestattete Buch sonst enthält, dient zur Bestätigung dieser Charakteristik.

Von Kalau bis Säckingen. Ein gemütliches Kreuz und Quer von Ludwig Hevesi. Stuttgart, Adolf Bonz & Komp., 1893

Es sind hübsche und im ganzen von einem lebenswürdigen Geiste beseelte, vielfach an literarische Erinnerungen anknüpfende Plaudereien, offenbar gesammelte „Feuilletons,“ die Ludwig Hevesi hier giebt. Die Muster zu dieser Art sind freilich in Heines Reisebildern zu suchen, aber es ist nur gerecht, hervorzuheben, daß die hübschen Skizzen pietätvoller, gemütswärmer erscheinen, als die große Mehrzahl feuilletonistischer Schilderungen und „pikanter“ Reise Früchte. Auch inhaltvoller sind sie, die Litteraturkenntnis Hevesis reicht nicht bloß von Heine bis Scheffel, sondern er weiß auch in frühern Tagen Bescheid; einer der frischesten und gewinnendsten Abschnitte des kleinen Buches sind die „Reiseerinnerungen an Lessing“ aus Braunschweig und Wolfenbüttel. Schnoddrige Bemerkungen wie die, daß der Tempelherr im „Nathan,“ um sich im Gehen Datteln von den Bäumen zu pflücken, mindestens dreißig Fuß hoch sein müßte, fehlen in derartigen für die Unterhaltung eines modernen Publikums berechneten Reisebildern ja niemals ganz, doch im allgemeinen geht ein Zug erquicklicher Ehrfurcht vor allem Großen durch diese Blätter hindurch. Der Verfasser zeigt einen feinen Blick für die verborgne Poesie alter Häuser, Höfe und Gärten, hat eine lebendige Vorstellung von dem Leben vergangener

Tage und bildet sich nicht ein, daß wir durch die Stelzen, die uns Naturwissenschaften und Technik untergeschnallt haben, persönlich stattlicher und innerlich größer geworden wären. An einigen Stellen seiner Plaudereien regt sich ein so feiner und wehmütiger Humor, daß man für einen Augenblick an Yoricks „Empfindsame Reise“ gemahnt wird, natürlich nur einen Augenblick, denn ein Schriftsteller von heute muß die Silberstiftlinien von Anno dazumal wenigstens mit kräftigen Pinselstrichen vertauschen. Der eigentlichen Gefahr solcher auf den Effekt gearbeiteten Skizzen entgeht er nicht ganz, die Eindrücke werden zu drastisch, zu sehr in einer Farbe wiedergegeben, um noch völlig wahr zu sein. So gichtbrüchig und greisenhaft wie z. B. in der Erinnerung an Tiefurt siehts in und um Weimar eben in Wirklichkeit nicht aus. Trotz alledem wird jeder, der das Büchlein zur Hand nimmt, ihm eine angenehme Stunde verdanken.

Heinrich Reimann: Das deutsche Lied und Internationales Liederbuch. Berlin, N. Simrock, 1893

So modern es auch in der Musik und im Musikgeschäft zugeht, zu einem Übers und seinem üblichen Festroman hat sie es wunderbarerweise noch nicht gebracht. Wer zu Weihnachten seine Freunde mit neuen Kompositionen beschenken will, muß selbst Umschau halten und das Passende zu finden suchen. Das ist oft schwer, denn das Neue ist nicht immer gut, und das Gute paßt nicht immer für alle, z. B. nicht, wenn es in einem d'Albertschen Klavierkonzert besteht. Es sind in erster Linie Beiträge zur Hausmusik, die für den Weihnachtstisch in Frage kommen: Klavierstücke und Lieder. Und für diese ist der eben ablaufende Jahrgang am Ende noch ein guter geworden. Dort die zwei Hefte herrlicher, mitunter allerdings nicht leichter Fantasiën (op. 116) von Johannes Brahms, dazu ganz neu: C. Reineckes „Biblische Bilder,“ die in ihrer Sinnigkeit in die alten poetisch frischen Zeiten der Kuhnauschen Sonaten zurückversetzen. Hier aber, auf dem Gesangsgebiete, die beiden obengenannten Sammelwerke H. Reimanns, bei denen wir einen Augenblick verweilen wollen.

Liederfroh sind alle Völker; alle freuen sich des Gesangs, die unzivilisierten, wenn ihre Länder nicht etwa zu kalt sind, sogar am meisten. Aber für das begleitete, das sogenannte Kunstlied, wie es seit dem siebzehnten Jahrhundert ausgebildet worden ist, hat Deutschland vor allen andern Nationen einen gewaltigen Vorsprung, den unsre guten Freunde aus dem interessanten Slawengemisch und auch die talentvollen Landsleute Ibsens doch nicht so bald einholen werden, wie sie sich einbilden. Da sind die Franzosen doch gerechter: als Schuré vor einigen Jahren eine Geschichte des Liedes schrieb, da setzte er auf den Titel: Histoire du „Lied.“ Das französische chant, so fühlte dieser Gelehrte, deckt sich nicht mit dem Begriffe des Liedes, und obwohl den „Erbfeinden“ entstammt, ließ er uns Deutschen den Ruhm, der uns gebührt. Man sollte nun denken, daß ein Volk einen Kunstzweig, der zu seinen ihm eignen und wesentlichen „Nationalgütern“ gerechnet werden muß, zu schätzen wisse, daß wenigstens die deutschen Musiker den Lieder-schatz, aus dem die gesamte deutsche Tonkunst ihre beste Nahrung mit gesogen hat, hüten und pflegen würden. Das ist aber nicht der Fall. Der deutsche Musiker lebt auch im Lied aus der Hand in den Mund und kümmert sich um den ältern Bestand und um die Geschichte seines Liedes sehr wenig. Man darf ihm das freilich kaum zum Vorwurf machen. Denn das „Künstlerelend,“ das die Grenzboten kürzlich nur bei Malern und Bildhauern einer Betrachtung unterzogen haben, herrscht in dem gänzlich organisationslosen Musikerstand noch viel stärker und wirkt hier noch viel abstoßender in der Form von Unbildung und Gemeinheit. Aber auch der bessere Teil, der außer

den Aufgaben des Metiers noch andre Ziele festhält als Intriguiren und Reklame= machen, hat wenig Gelegenheit, sich in so fernliegende Dinge zu vertiefen, wie die Geschichte des Liedes. Denn die jetzigen Bildungsstätten der Musiker, die sogenannten Konservatorien — a non conservando —, entbehren vollständig der hierzu nötigen Hilfsmittel. Es sind Ausnahmsanstalten, an denen sich ein Exemplar von F. M. Böhmes „Altdeutschem Liederbuch“ in der Bibliothek vorfindet. Als vor nun fast zwanzig Jahren dieses vortreffliche Werk erschien, mußte man daran große Erwartungen knüpfen. Seit den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts hatten uns Hoffmann von Fallersleben, Zuccalmaglio, später von Liliencron und andre Gelehrte immer wieder von der Pracht des alten deutschen Liedes erzählt. Und nun lag zum erstenmale alles vor unsern Augen, was noch zu finden war aus der großen Periode des unbegleiteten einstimmigen Liedgesangs. Es war ein Melodien= schatz ebenso köstlich als reich, eine Sammlung von Denkmälern einer großen Vergangenheit, aus der jung und mit einer idealen Deutlichkeit alles das entgegen= klang, was noch heute das Herz des Volkes bewegt. Man konnte einer Winkel= mannischen Zeit, einer Periode der Renaissance für das deutsche Lied entgegensehen, einer trotz Schubert, Schumann, Franz und Brahms wünschenswerten allgemeinen Rückkehr zur Einfachheit und Männlichkeit. Nichts von alledem! Die breiten Schichten der musikalischen Laienwelt haben von der Arbeit Böhmes kaum etwas erfahren; ihre Spuren beschränken sich bis heute auf einige Chor= und einige Klavierbearbeitungen der von ihm gebotenen Originalmelodien. Nicht einmal die Herren Juden haben den Böhme „fruktifizirt.“ Er verlangt einiges Studium und Wissenschaft, und nirgends wird unsre musikalische Jugend darin geübt, aus den eckigen Noten dieser unbegleiteten Melodien die Seele, die drin lebt, her= vorzulocken.

Da hat sich nun H. Reimann mit den vier Bänden seiner Sammlung „Das deutsche Lied“ das gewaltige Verdienst erworben, Böhmes Leistungen, Ideen und Anregungen der heutigen Musikwelt mundgerecht und nutzbar zu machen. Den Liederfreunden in Deutschland sind die Vortragsabende, in denen Frau Amalie Joachim Proben aus der Geschichte des deutschen Liedes zum Gehör brachte, noch in frischer, dankbarer Erinnerung. Der geistige Vater dieses Unternehmens war Reimann. Er hat die Programme zusammengestellt und die Lieder, soweit sie dessen bedurften, bearbeitet. Es ist hier nicht der Ort, auf das Wesen solcher Bearbeitungen einzugehen. Nur so viel muß bemerkt werden, daß die Lieder, die aus der Zeit vor der offiziellen Einführung der Harmonie stammen, nicht bloß eine instrumentale Begleitung erlauben, sondern verlangen, und zwar verlangen auch im historischen Sinne. Denn unsre heutigen Vorstellungen über Entstehung und Entwicklung von Harmonie und Begleitung sind haltlos, weil sie samt und sonders das Wichtigste für die Gesangsmusik des vierzehnten und der folgenden Jahrhunderte, den Anteil der Laute, ignoriren. Im allgemeinen darf behauptet werden, daß die Laute beim Sologesang jener Zeit dieselbe Stelle gehabt hat wie das Klavier bei dem heutigen. Reimann ist einer der wenigen Kenner der Lautenlitteratur, die wir in Deutschland haben. Er ist überhaupt einer der wenigen Männer, die mit starker natürlicher Begabung und einer gründlichen musikalischen Fachbildung eine allgemeine und eine besondre gelehrte Erziehung vereinigten. Solche Männer bildeten die Regel in dem Musikwesen des achtzehnten Jahrhunderts; heute sind sie selten. Belgien weiß sie, wie das Beispiel von Fétis und Gevaert zeigt, noch zu ehren. In Deutschland wird ihnen insgemein der erste beste auf dem Karren der Zeitungsberühmtheit einherfahrende Lewi vorgezogen.

Die ersten zwei Bände hat Reimann für den Bedarf der Joachimschen Konzerte zusammengestellt; durch einen dritten und vierten ist die Summe der mitgeteilten Lieder aus der deutschen Geschichte dieses Kunstzweiges auf 107 Nummern gebracht worden. Böhme hat den Ausgangspunkt gebildet. Reimann hat aber dann auch Erk und Silcher und eine große Reihe von Quellen zugezogen, die überhaupt in unserm Jahrhundert vollständig unbenutzt und unbekannt waren. Das zeigt das Verdienst des Gelehrten im Herausgeber. Noch größer, nach unsrer Meinung, ist das des Künstlers. Die vorhin erwähnten wenigen Bearbeitungen altdeutscher Lieder, die Böhmes Werk hervorgerufen hat, teilen sich in zwei Richtungen. Die einen schreiben eine gewaltsam archaisirende Begleitung, die andern eine hypermoderne. Reimann vermittelt nicht, sondern er geht absolut richtig. Sein Klavier spielt der Natur des Instruments gemäß in der Harmonik, wie sie die Chorwerke der Josquin, Senffl, Lassus und der andern Meister der Zeit zeigen. Sich selbst giebt er in kleinen Einschaltungen und Nachspielen, die ebenso dezent als poetisch sind.

Es kann nicht unsre Absicht sein, die Bedeutung von Reimanns Arbeit hier zu erschöpfen. Mit allem Nachdruck möchten wir hier nur nochmals betonen, daß es sich um ein Werk handelt, durch das zum erstenmale für das Studium der Geschichte des deutschen Liedes ein bequemer und vollständiger Apparat geliefert wird. Eine Ergänzung und Fortsetzung des Unternehmens ist ins Auge gefaßt. Kommt es dazu, wie wir im Vertrauen auf die deutsche Musikwelt doch annehmen, so möchten wir um eine etwas eingehendere Berücksichtigung des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts bitten. Adam Krieger, der erste wirkliche Meister des neuen deutschen Liedes, und die ihm nahestehenden Sachsen dürfen auf keinen Fall unvertreten bleiben. Zweitens handelt es sich aber um einen Zuwachs zur deutschen Hausmusik, wie seit vielen Jahrzehnten keiner dagewesen ist. In rein musikalischer Hinsicht ist in diesen vier Bänden des Genusses kein Ende. Auch des Studiums nicht. Um in dieser letzten Beziehung — ganz von ungefähr — einen Punkt herauszugreifen, verweisen wir auf die Übereinstimmung, die die Nummern 69 und 88 unter sich und mit einer der populärsten Kompositionen eines unsrer gefeiertsten lebenden Tonsetzer haben.

Das „Internationale Liederbuch“ umfaßt 101 Stücke, die sich auf Niederländer, Franzosen, Italiener, Spanier, Portugiesen, Schotten, Skandinavier, Finnen, Böhmen, Polen, Russen, Litauer, Ungarn und Südslawen verteilen. Nach dieser Stellung zum Stoff kann es in die Gesanglitteratur der berücksichtigten Völker natürlich nicht so gründlich einführen, wie das Deutsche Liederbuch in die Liederkunst der Deutschen. Es will mehr anregen. Es ist aber, wie es ist, das reichste Werk, das wir jetzt in Deutschland für das Lied des Auslandes haben, im musikalischen Teile ebenso gelungen und rühmendwert wie das Deutsche Liederbuch.

Schwarzes Bret

In den soeben erschienenen „Verhandlungen des zehnten deutschen Geographen(tages) zu Stuttgart am 5.—7. April 1893“ findet sich auch ein Verzeichnis der Besucher. Sie sind nach Ländern und Städten geordnet, und da werden denn auf Seite XLI unter 6) Preußen folgende Orte aufgeführt: Berlin, Bockenheim, Bonn, Braunschweig, Darmstadt, Dortmund, Frankfurt a. M., Friedberg (Hessen), Geisenheim, Glogau, Göttingen, Halle a. S., Hannover,